

(Nachdruck verboten.)

3) Wolfgang Wilfling.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

3.

„Papa, wie ich mich freue!“

„Ueber was denn, Emma?“

„Ueber alles! . . . Bei Dir ist es so schön! . . . Wir haben schon viele Ausflüge mitgemacht, nicht wahr, Fritz, nirgends hat es mir noch so gut gefallen . . . Der Wald, hinter dem weißen, freundlichen Haus die Laubbäume, die hellen Zimmer . . . und Luft und Sonne . . . Einfach schön! . . . Papa, ich weiß gewiß, wenn ich länger bei Dir bin, werde ich mich sicher erholen . . .“

Der Förster sah das quappliche Frauchen, das ihm zur Rechten mit dem Kinde an dem großen Eßtisch saß; so gar erholungsbedürftig erschien ihm seine Schwiegertochter nicht. Er sagte aber freundlich:

„Bleibt, so lange es Euch gefällt; Ihr gehört doch zum Hause!“

Emma nahm der Kleinen das weiße Lätzchen ab, das sie ihr vor dem Essen umgebunden.

„Und das Essen! . . . Die Bachhühner schmecken zu schön! . . . So saftig . . . so zart . . .“

Sie wandte sich an Margaret, die den Platz dem Förster gegenüber inne hatte:

„Sagen Sie mal, Fräulein Margaret, wie bringen Sie denn das heraus? . . . Bei uns gibt es doch auch Hühner . . . Von überall her kommen sie . . .“

Margaret wurde etwas rot, sah einen Augenblick vor sich hin und antwortete, während sie mit der Rechten über das Tisch Tuch strich:

„Ich mach's, wie es die selige Frau gemacht hat . . .“

Zu Bachhühnern sind unsere kleinen Landhühner und die Italiener das Beste. Die Ausländer mit den hohen Weinen schmecken alle strohig. Und dann, selbstverständlich, ausgelassene Butter zum Herausbacken . . .“

Die kleine Frau legte die Hände ineinander und meinte gelassen:

„Ich kenne sie ja doch nicht auseinander!“

„So lern es! Die Margaret zeigt es Dir. Nicht wahr?“

„Recht gern.“

„Aber Fritz, es hat ja doch keinen Zweck!“

„Ja, warum denn nicht? Du magst die „Stroh-Hühner“ ja selber nicht! . . .“

Die junge Frau sah ihren Mann mit ihren hellen blauen Augen voll an und sagte ruhig und selbstbewußt:

„Eine Dame geht nicht auf den Markt! Wozu hat man denn das Mädchen? . . .“

Wilfling räusperte sich. Der in der Tür erscheinende Hütkub kam ihm gerade recht.

„Anton, hakte einige Büscheln Klein! Gleich! . . . Hast Du gehört?“

Der Junge nickte und schob sich hinaus.

Sofort wandte sich Emma zu dem Förster. Ihr ganzes Gesicht lachte.

„Einen ganz originellen Hütejungen hast Du da, Papa. Vor dem Essen traf ich ihn draußen am Brunnen. Er lehnte an der Einfassung und zog sich eine neue Schmur in seine Peitsche. Ob er gut knallen könne, fragte ich ihn. Er nickte. Und ich fragte ihn noch dies und das. Da wurde er ganz zutraulich und sagte, am Nachmittag, wenn der Herr nicht da wäre, wollte er mir die Peitsche geben, und dann könnte ich auch einmal knallen . . . nein, so sagte er nicht . . . pl . . . pl . . .“

„Plagen!“

„Ja, so war es! . . . Ist das nicht reizend? . . . Ich scheine ihm also gefallen zu haben. Fritz, hast Du es gehört?“

„Wenn es Euch recht ist, könnten wir uns ja den Wald ansehen; den Kaffee trinken wir dann später draußen unterm Birnbaum.“

Emma schien etwas verlezt, weil man in ihr Lachen nicht einestimmte hatte.

„Weißt Du, Papa, ich fühle mich doch etwas müde. Und dann muß ich mich ja auch meinem Töchterchen widmen! . . .“

Sie wandte sich zu der Kleinen und tat ganz zärtlich:

„Nicht wahr, Kätschen? . . . Mamachen muß das Goldkinderchen baden und kämmen und frisch anziehen . . . Nicht wahr, Herzchen? Du . . . Du . . . Du . . . ich esse Dich auf! . . .“

„Mahlzeit!“ sagte Fritz und erhob sich.

Die Männer gingen. — — —

Am späten Nachmittag saß der Förster mit seinem Sohne unter dem Birnbaum bei einem „Pfluderer“ Pilsner.

Die Sonne spielte über das schmale Grasland, das sich zwischen dem Forsthaus und den Kiefernbüschen drüben einschob. Sonnenringe zitterten auf dem rotweißen Tischuch.

Die beiden Männer rauchten schweigend. Fritz hatte Zigarren mitgebracht, lange, schwarze, sonderbare Dinger, von denen jedes in einem Glaszylinder saß. Der Förster war kein Gewohnheitsraucher, mühte sich aber tapfer ab mit seiner Zigarre. Etwas zerknautscht sah sie freilich schon aus.

„Könnte es Dir hier gefallen?“

Wilfling sah gespannt auf seinen Sohn, die Finger drückten erregt die Zigarre.

Der Jüngere nahm einen Schluck aus dem kleinen Glase, strich die Asche ab und tat rasch hintereinander ein paar Züge. Dann sah er auf.

„Warum hast Du Dich eigentlich versehen lassen, Vater?“

„Du willst mir ausweichen? . . . Verstehe! . . . Ich hab' Dich beim Mittagessen und dann im Walde beobachtet, wie Du verglichen hast . . . Ganz Deiner Meinung, Fritz: In Neuhaus war's schöner . . . freier . . . luftiger . . .“

Der Förster schwieg einige Augenblicke und sah in den Baum hinauf, an dem die Früchte sich schon deutlich von den grünen, glänzenden Blättern abhoben.

„Es ging nicht mehr . . . seit Deine Mutter tot war . . .“

Sie war fort, aber ich sah sie immer noch, als wär' sie neben mir . . . Wie damals, da sie noch gesund war . . . Jeder Stuhl, alles sprach von ihr . . . in der Stube, in der Kammer droben, draußen im Hofe . . . Wenn ich im Walde an den Kreuzweg kam, wo sie mich in der ersten Zeit öfter erwartet hatte, gab es mir jedesmal einen Kitz . . . Ich kam mir so weich vor wie ein Stadtmensch . . . Ich wurde untauglich zum Dienst, ich fühlte es . . . Da habe ich mich weggemeldet . . . Der richtige Sumpf hier! . . . Wie es im nassen Herbst werden wird . . . Ach was! . . .“

Wilfling fuhr sich mit der Hand über die Augen,

„Erzähl' Du mir, wie es Dir geht da draußen . . .“

„Ganz gut, Vater. Man verdient sehr schön und ist wer. Freilich, Arbeit gibt es genug. Aber man kann's schaffen. Eins läßt sich schwer überwinden. Man ist doch ein Fremder, und . . .“

„Aber Du hast doch eine aus Blauen selbst geheiratet?“

„Ja, Vater. Meine Frau stammt aus einem der ältesten Fabrikantengeschlechtern. Nein, Vater, das ist es nicht, was ich sagen wollte. Die Unsicherheit ist es! Man fühlt sich nie fest in seiner Stellung. Ich bin jetzt vier Jahre bei meinen Chefs, habe ihr Vertrauen, ob ich nach Neujahr noch im Geschäft bin — ich weiß es nicht.“

„Geht das so schnell? . . . Da muß man sich was zu schulden kommen lassen . . .“

„Nicht nötig! Ganz und gar nicht. Es kommt ja vor, und dann ist es selbstverständlich, daß . . . Siehst Du, das ist so. Auf jede bessere Stelle in so einem großen Geschäft können nicht zehn, sondern hunderte. Das weiß der Fabrikant. Die Spekulation und mit ihr die Spekulation ist heute so und morgen anders. Da glaubt der Unternehmer, mit einer andern, neuen „Kraft“ einen höheren Ueberschuß herauswirtschaften zu können. Sofort bist Du entbehrlich. Eines Morgens kommst Du ins Kontor und findest einen Brief auf Deinem Pulte. Darin steht: „Sehr geehrter Herr! Mit heutigem Datum verzichten wir auf Ihre weiteren Dienste. Das fällige Gehalt und die Ihnen zustehende Abfertigung von . . . Mark wollen Sie an unserer Kasse gegen Quittung erheben. Achtungsvoll . . .“ Folgt die Unterschrift. Fertig!“

Die Augen des Försters wurden rund.

„So kann es Dir auch gehen?“

„Warum nicht?“

„Aber dann . . . Ach was! Deine Frau hat doch Geld mitgebracht!“

„Ja, Bierzigtausend. Aber das Geld ist ihr und dann dem Kinde zugeschrieben worden. Selbst über die Zinsen kann sie verfügen wie sie will.“

„Ja, was ist denn das für eine Wirtschaft? . . . Ist das überhaupt noch eine Ehe? Mir kommt das vor wie ein Geschäft, das zwei Inhaber hat!“

„So was ähnliches ist es schon. Auch ein Kontrakt ist vorhanden. In dem Ehekontrakt steht ganz genau, was jeder Teil zu leisten und zu beanspruchen hat . . .“

Wilfling schüttelte den Kopf.

„Was ich verdient habe, hat auch immer Deiner Mutter gehört . . . Und damals, als ich Abschuhjäger war, wir wären alle drei zugrunde gegangen, wenn sie nicht bis in die Nacht hinein gearbeitet hätte. Ihr war das etwas Selbstverständliches!“

Fritz legte den rechten Arm auf den runden Tisch und neigte sich vor.

„Vater, Du darfst uns und die Verhältnisse hier nicht mit den Leuten da draußen vergleichen. Wer weiß denn hier, wo alles katholisch ist, etwas von einer Ehescheidung? Und dort?“

„Ich werde Dir etwas sagen. Emma hat mich gern und sie ist eine gute Mutter. Wenn ich aber einmal Unglück hätte und keine Stellung mehr bekommen könnte, eine Stellung, die den Inhaber nach bürgerlichen Begriffen respektabel macht — Du, ich weiß nicht, was geschehen würde. Zuerst würden ihre Eltern unruhig werden. Sie würde sich anfangs ja sträuben, aber schließlich . . . Und die Scheidung geht sehr schnell. Gegenseitige Abneigung. — Fertig!“

Der Disponent ließ sich in den Stuhl zurückfallen und tat einige Züge aus seiner Zigarre.

„Bei den Kleinen Leuten, den Arbeitern, ist es selbstverständlich anders. Die verdienen knapp das Brot, und das nicht immer. Da muß jedes mitverdienen, alle müssen zusammensetzen; die Not schweißt sie zusammen . . . Willst Du Feuer haben?“

Der Förster hielt den schwarzen Stummel vor sich hin.

„Danke, nein! Der Tabak ist mir zu stark. Und auch das, was Du mir erzählt hast!“

Er betrachtete den schwächlichen Sohn aufmerksam.

„Jetzt verstehe ich auch, was Deine ‚hohe‘ Stirn bedeutet.“

Fritz fuhr sich leicht über den Kopf. Er lachte.

„Weißt, Vater, jetzt muß ich sagen wie vorhin Du: Ach was! Bei den heutigen verwickelten Verhältnissen kann der einzelne nichts anderes als: fest auf seinem Posten stehen, tun was er kann; mag dann kommen was da will . . . Ich hab' keine Angst um mich, Vater!“

Der Förster nickte und blickte über den Baum hin. Ruhig stand der Wald. Ueber St. Anna verblich die Abendröte.

Noch eine Weile saßen sie. Dann flammte im Zimmer die Lampe auf; und sie gingen hinein. — — —

Wilfling stand mit seinem Sohne unter den alten Föhren über den weißen Kiesgruben.

„Beim Forsthaus und hier — die einzigen Felsriegel, die sich in das moorige Land vorschieben. Eigentlich ist es umgekehrt. Der Sumpf wächst. Und da ist alles Gräben-Graben für die Raß . . . Das sehen selbst die Waldarbeiter ein und lachen. Nur die oben . . .“

Fritz hatte sich nach Süden gewandt, seine Augen wanderten.

„Ja, es ist der höchste Punkt im Revier. Ich bin öfter hier . . . man sieht weit . . . Ein schönes Stück vom Egerland kann man überschauen . . .“

Der Förster verstumte. Beide blickten über das Land.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die neuen Hoch- und Untergrundbahnen in New York.

Schon im Jahre 1891 erkannte man in New York daß die damals vorhandenen Straßen- und Hochbahnlinien nicht mehr so recht dem Verkehre genügen konnten, daß es sich vor allen Dingen darum handeln müsse, das intensive Geschäftsleben durch Schnellverkehrsmittel zu beschleunigen und zu beleben. Im folgenden Jahre hatte ein vom Staate New York eingesetzter Ausschuss unter der Leitung des Ingenieurs Parson ein umfangreiches Projekt ausgearbeitet,

dessen Ausführung zuerst von Privatgesellschaften gedacht war. Nachdem die in dieser Hinsicht unternommenen Schritte zu keinem Ergebnis geführt hatten, mußte man sich im Jahre 1894 dazu entschließen, die Durchführung der Projekte durch Mittel der Stadt New York ins Auge zu fassen. Volle sechs Jahre dauerten dann aber noch die Verhandlungen über die beste Gestaltung der Linienführung und die Ausarbeitung der Projekte in allen Einzelheiten.

Im Jahre 1900 wurde mit einem Unternehmer ein Vertrag geschlossen, nach dem dieser verpflichtet wurde, innerhalb 4½ Jahren die gesamten Anlagen zu vollenden. Dem Unternehmer wurde für den Hauptteil der Anlage die Summe von 157 400 000 M. zugesichert, wofür er den Bau bis zur betriebsfertigen Abnahme durchzuführen hatte. Auch den Betrieb während der ersten 50 Jahre mußte der Unternehmer übernehmen, sich während dieser Zeit zur Verzinsung der Baugelder und zur Tilgung mit jährlich 1 Proz. verpflichten.

Am Konzentrationspunkt des Verkehrs von New York (City Hall) beginnt die Hauptlinie, die bis zur 104. Straße als viergleisige Untergrundbahn führt. Bei der 96. Straße teilt sich die Bahn in zwei Abzweigungen nach Norden. Von diesen Abzweigungen führt die westliche zu den am Hudson liegenden Vororten, dagegen läuft der andere Zweig der Bahn nach dem neuen Stadtteil Bronx, indem er zuerst als Tiefbau ausgeführt ist, sodas er auch den Harlemfluß untertunnelt. Der Rest dieser Abzweigung ist als Hochbahn verwirklicht. Die Westlinie ist den Geländeverhältnissen entsprechend teils als Hoch-, teils als Untergrundbahn erbaut.

Durch die Eingemeindung von Brooklyn in New York wurde der Bau einer weiteren Verkehrsanlage nötig, die von der Hauptlinie der City Hall abzweigt und als Tiefbahn unter dem East River hinweg nach dem Bahnhof Flatbush Avenue in Brooklyn führt.

Auf der viergleisigen Hauptbahn sind die Einrichtungen so getroffen, daß sich auf den äußeren Gleisen der gewöhnliche Lokalverkehr, dessen Züge auf jeder Station halten, abspielt. Dagegen sind die inneren Gleise für den Schnellverkehr reserviert. Die hierfür bestimmten Züge halten nur auf einigen Stationen, die so eingerichtet sind, daß auf den zwischen Außen- und Innengleisen liegenden Bahnsteigen der Verkehrsaustausch des Publikums bequem Platz greifen kann. Zur schnellen Abwicklung des Verkehrs sind auf der Station City Hall die äußeren Gleise unter den inneren Gleisen hindurch mittels einer Schleiße verbunden. Die meist zweigleisigen Seitenlinien haben Außenbahnsteige. Ein Teil dieser Linien ist dreigleisig ausgebaut. Das Mittelgleis wird morgens zur Bewältigung des starken Verkehrs in die Geschäftsviertel benutzt; abends dient es dem Verkehre in umgekehrter Richtung, um so wieder das schnelle Rückfluten der Menschen von den Stätten ihrer Beschäftigung nach den Wohnungen zu ermöglichen. Das mittelste Gleis wird mithin nur wenige Stunden für die Hinfahrt und später für die Rückfahrt benutzt, so daß zur gegebenen Zeit nur immer der Verkehre in einer Richtung Platz greift, also in entgegengesetzter Richtung verkehrende Züge vermieden sind. Zu den Stationen können die Züge des Mittelgleises durch die in großer Anzahl vorgesehenen Weichen geleitet werden. Außerhalb der Verkehrszeit dient dieses Gleis zur Aufstellung von Wagenreserven.

Die Verkehrsanlagen sind so eingerichtet, daß man sie mit anderen Eisenbahnen verbinden kann, so daß dann direkter Zugübergang möglich sein wird. Aus diesem Grunde ist auch die Spurweite von 1,435 Meter, die z. B. auch die alten Hochbahnen aufweisen, gewählt worden. Während in Berlin die Hochbahn in der engsten Krümmung immer noch einen Radius von 80 Meter besitzt, haben die neuen New Yorker Anlagen Kurven von 60 Meter, ja sogar eine solche von 46 Meter. Immerhin gehen sie damit nicht bis zu so scharfen Krümmungen hinunter, wie diese auf den alten Hochbahnen New Yorks mit zirka 28 Meter Radius anzutreffen sind. Die Steigungen der neuen Anlagen sind im allgemeinen nicht unter 1,5 Proz. gehalten. Die Rampen beim Uebergang von den Hoch- zu den Untergrundbahnstrecken der neuen Verkehrsanlagen entsprechen mit einer Steigung von zirka 3 Proz. denen der Berliner Anlage. Während aber in Berlin die Höhe des lichten Raumes nur 3,30 Meter beträgt, ist dieses Maß in New York um 60 Zentimeter größer; auch die Breite übertrifft mit 3,65 Meter die der Berliner Anlage um 65 Zentimeter.

Da die neuen Anlagen sich aus Hoch- und Untergrundbahnstrecken ergänzen, so ist es erklärlich, daß in bezug auf Ausführung und Gestaltung der hoch- und tiefliegenden Bahnen alle möglichen Formen vertreten sind.

Die Ausführung der Untergrundbahnstrecken ist wesentlich dadurch erleichtert worden, daß der Boden New Yorks zum großen Teil aus festem, zum Teil auch aus brüchigen Felsmassen besteht. Mit wenigen Ausnahmen erwies sich auch angetroffener Sandboden als festlagernd und damit als tragfähig. Hat man somit nur an sehr wenigen Stellen nicht zuverlässigen Baugrund angetroffen, so kam für die Durchführung der Arbeiten noch sehr vorteilhaft der Umstand in Betracht, daß man wenig mit Grundwasser-Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Bei den zuerst ausgeführten Untergrundbahnstrecken suchte man durch recht geringe Tiefenanlage der Tunnels die Arbeiten der Erdaufschachtungen recht gering und damit die gesamten Ausführungskosten recht billig zu gestalten. Daher erklärt es sich denn, daß zwischen der Straßenoberfläche und der Tunneldecke nur ein Zwischenraum von 78 Zentimeter Stärke liegt. Dieses Maß ist mit Rücksicht auf die Abmessungen der Schlitze für die Zuführung des elektrischen Stromes zu den Straßenbahnen gewählt worden. Allerdings hatte man bei dieser Höhenlage der Tunnels

große Schwierigkeiten bei der Verlegung der Leitungen für Gas, Elektrizität, Wasser, Preßluft und Rohrpost. Diese Leitungen hat man nach Möglichkeiten über die Tunneln weg geführt, wenn Kreuzungen der Linien erforderlich waren. Vielsach war man aber dann bei der geringen Höhe des Bodens zwischen Tunneldecke und Straße gezwungen, große Röhre in solche von kleinerem Durchmesser aufzulösen. Bei den später in Angriff genommenen Tunnelbauten hat man sich aber doch, trotz der dadurch größer gewordenen Erdarbeiten, entschlossen, den Zwischenraum von Straßenoberfläche bis zur Tunneldecke auf 1,80 Meter festzulegen. Bei dieser Bauart hat man Platz genug, um für alle Leitungen über den Tunneln einen Längskanal durchzuführen.

Die Eigenart der amerikanischen Gebäude, die vielfach weit in das Straßenland hineinragende Keller besitzen, machten Kellerumbauten und Vertiefungen der Häuserfundamente an vielen Stellen erforderlich. Bei zwei Neubauten von Wollenstrabern wurden gleich einige der Kellergeschosse für die Aufnahme der Tunneln ausgeführt. Eines dieser Gebäude ist 115 Meter über und 15 Meter unter der Erde groß; von seinen 5 Kellergeschossen sind Teile der beiden obersten als Bahntunnel ausgebildet worden.

Die Bahnlirien kreuzen den Harlem und den East River mittels je 2 Röhrentunneln von 4,70 Meter Durchmesser. Die wenigen Hochbahntreden sind durchweg mit drei Gleisen durchgeführt worden. Man hat aber nicht wie in Berlin die Fahrbahn wasserdicht abgedeckt und auch wenig Rücksicht auf Schalldämpfung genommen.

Da die Haltestellen durchschnittlich nur zirka 1/2 Kilometer auseinanderliegen — in Berlin zirka 0,9 Kilometer! —, so erklärt sich auch hieraus die schon erwähnte Anordnung von besonderen Schnellzügen, die durchschnittlich nur auf jeder fünften Station halten. Außer den von der Bahnverwaltung vorgesehenen Zugängen haben aber auf einzelnen Stationen noch große Geschäftshäuser besondere Tunneln als Zugänge zu ihren Räumen herstellen lassen. Um den Tiefbahnstationen Tageslicht zugänglich zu machen, sind sie vielfach mit Glassteinen so abgedeckt, daß diese gleich die Bürgersteige bilden. Die Wände sind, ähnlich wie in Berlin, mit weißen glasierten Platten belegt, die das Licht gut reflektieren. Die ornamentale Ausstattung der Tunnelstationen ist verschiedenfarbig, so daß man sich schon dadurch die einzelnen Haltestellen leicht merken kann.

Die Wagen der New Yorker Anlage gleichen denen der Berliner; nur in der Mitte jedes Fahrzeuges sind Quersitze angeordnet.

Das Kraftwerk nimmt einen Straßenblock von 210 Meter Länge und 180 Meter Breite ein. Es ist zur Lieferung von 132 000 Pferdestärken eingerichtet. Der hier erzeugte Wechselstrom wird in acht Unterstationen zum Betrieb der Bahn auf Gleichstrom von 550 Volt umgeformt. —

F. M. G r e m p e.

Kleines feuilleton.

— Wie ich sie sah, Jacobowski. Ich hatte ihm meinen Steckbrief gesandt und ihn gebeten, ins Café zu kommen.

„B—v—v—verzeihen Sie!“

J, der Mann stotterte!

Ich blickte von dem Zeitungsblick auf.

D, der Mann schielte auch!

Aber er war es. Als wir gingen, bemerkte ich, daß es auch mit dem einen Fuß nicht seine Nichtigkeit hatte. Häßlich war er trotzdem nicht. Und von einer jungenhaften Zutraulichkeit. Auf dem Wege sollte ich „unser“ Matheus, diesen roten Ziegelsteinkasten, bewundern. Den Gefallen konnte ich ihm nicht tun.

Endlich beim Verleger! Ein Mädchen an einer breiten Straße. Mehr so Leihbibliothek. Ein Stehpult und dahinter ein verschüchtertes Kerlchen. Und der hatte es mit dem dramatischen Erstling des schlesischen Hauptmann gewagt! (Unter uns: der kleine Sami, den Otto Erich so gern frozgelte, war es nicht.) Na, der Handel geriet.

Man sagt, Jacobowski habe eine böse Jugend gehabt. Anfang der neunziger Jahre betrieben seine Angehörigen ein Schuhwarengeschäft in der Luisenstadt. Die Wohnung war im ersten Stock, nicht gerade sonnig, die Einrichtung aber „gut bürgerlich“. Um diese Zeit machte Jacobowski seinen Doktor. Da ließen ihm die Antisemiten ins Haus, saßen nach, ob das Dr. schon auf dem kleinen Schild stand, und wollten ihn verjüngen. Hatte aber alles seine Nichtigkeit. Er hatte sie gereizt. Mit noch zwei anderen berief er anti-antisemitische Versammlungen ein.

Der eine war kein Berliner, der andere ist, wenn ich nicht irre, heute Theaterreferent. Der Nicht-Berliner besah eine kleine Druckerei, hatte aber nichts zu drucken. Da kam er über Nacht mit einer Bebel- und einer Liebknecht-Biographie heraus. Selbstverständlich blieben ihm die Dinger liegen. Hauptredner war fast immer Jacobowski. Damals mag das Wort angekommen sein, vielleicht ist es auch wirklich gesprochen worden:

„Ich mu—u—u—etwas für mei—ei—einen Sprachfehler tun; werde eine R—r—rede halten!“

Jacobowski war der betriebsamste Schriftsteller, den ich kennen gelernt. Er sädelte die Sprichwörter der Keger auf und brachte sie in Reime. Die kleinen Stuben Alt-Berlins waren ihm nicht unbekannt. Er schwärmte für die Narrenweisheit der Araber, Aspasia hat auch ihm gefallen. Das deutsche Volkslied klang in seinem Ohr,

vertraut war ihm die Sprache der Nenen. „Modern“ war er auch. Heute voll Mitleid mit den Gedrückten, morgen stolz auf „unsere Kerls“. So war sein Schaffen. Nie ohne Form. Anständig. Glatt. Wie ein Pfund Butter, das jeden Nodel annimmt. Dabei redigierte er noch eine Streitschrift.

Auch Groschenhefte für das Volk hat er herausgegeben. Gutmütige haben ihm das als Tat angeschrieben. Wer heute nachsieht, wie er den „Faust“ „eingeschnitten“, sagt: „Na ja!“

Sein Stern stieg, als er die „Gesellschaft“ übernahm. Ein Wohltäter hatte sich gefunden, der sich bereit erklärte, so lange Jacobowski Redakteur sei, ein Redakteurgehalt zu zahlen. So glommt die ehemalige Brandfadel des deutschen Realismus noch einige Zeit.

Plötzlich starb er weg. Ich glaube heute noch, in ihm hat ein berühmter Verleger, ein mächtiger „Chef“ gesiegt. Er war verständig, geschmeidig, arbeitssam und hatte die Nase, die das Kommende riecht. Scherl hätte ihn brauchen können. Aber der wollte damals der deutschen Literatur noch nicht in die Strümpfe helfen. —

Go. Ueber das menschliche Vermögen, die Schwere der Körper abzuschätzen, hat Professor Mournoh in Genf interessante Versuche angestellt. Wenn wir einen Körper heben wollen, so bilden wir uns unwillkürlich über sein Gewicht ein Urteil, um das richtige Maß der Muskelkraft beim Heben aufzuwenden. Häufig wird jedoch diese Kraft nicht richtig bemessen, woran unser Gesichtssinn Schuld hat, der sich durch das äußere Aussehen und den Umfang des Körpers hat täuschen lassen. Der metallische Glanz z. B. ist so häufig einer erhöhten Dichtigkeit beigesellt, daß er uns allen als eine notwendige Eigentümlichkeit derselben erscheint. Besonders aber täuscht das Volumen der Körper, und zwar so, daß uns von zwei gleich schweren Gegenständen der umfangreichere fast immer als der leichtere vorkommt. Professor Mournoh hat nun über diese Art der Täuschung Beobachtungen gemacht, die zu folgenden eigentümlichen Resultaten geführt haben: Zehn Körper von verschiedenem Umfange, aber von gleichem Gewicht wurden einer großen Anzahl von Personen zur Abschätzung vorgelegt. Der umfangreichste war eine Schachtel von zwei Kubikdezimetern, der kleinste ein Metallzylinder von zehn Kubikzentimetern. Bei den ersten Versuchen, bei denen jeder die Gegenstände so aufheben konnte, wie er wollte, schätzte von 50 Personen eine einzige nach langen und sorgfältigen Vergleichen auf Gleichheit des Gewichts; 42 mal wurde die Schachtel für am leichtesten gehalten und 7 mal für die zweitleichteste. Der Metallzylinder dagegen wurde von 45 für am schwersten und von vier Personen am zweitschwersten geschätzt. Die Reihenfolge der übrigen Gegenstände entsprach, abgesehen von wenigen Ausnahmen, der des Umfanges. In einer zweiten Reihe von Versuchen wurden zwecks Vermeidung irgendwelcher störenden Einflusses die zu hebenden Gegenstände mit Ringen ausgestattet, an denen sie angefaßt wurden; und 31 Personen, die nicht an den ersten Versuchen teilgenommen hatten, gaben ganz dasselbe Urteil ab. Um den Grad der Täuschung festzustellen, wurden in die Schachtel verschiedene Kleinigkeiten gelegt, bis sie ebenso schwer wie der kleine Zylinder wurde. Die durchschnittliche Mehrbelastung kam dem Gewicht des Körpers selbst gleich, etwa 111 Gramm. Die Täuschung war also derartig, daß die größten Körper die Hälfte ihres Gewichtes zu verlieren schienen. Sie erklärte sich übrigens leicht dadurch, daß man die Kraft, auf die man sich vorbereitet hat, nicht ausgenutzt sieht und sie so weit unter die Wirklichkeit schätzt. —

ss. Blaue Fenster. Man wird hier und da die Beobachtung gemacht haben, daß Fenster Scheiben, die sich schon sehr lange an ihrem Platz befunden haben, namentlich wenn sie nach Süden gelegen und somit besonders stark der Sonne ausgelegt sind, eine violette Färbung annehmen. Wo es sich um Schaufenster handelt, könnte man zuweilen annehmen, daß diese bläulichen Fenster absichtlich hergestellt und gewählt sind, um den ausgelegten Waren ein gewisses gefälligeres Ansehen zu geben. Das ist aber nicht der Fall, sondern die blaue Färbung des Glases, die etwas Amethystartiges hat, rührt von der langen Einwirkung des Sonnenlichtes auf das Glas her. Um einer Grünfärbung des Glases durch einen Gehalt an Eisen vorzubeugen, wird dem Glasfluß häufig etwas Mangan hinzugesetzt. Das Mangansalz ist zunächst farblos, nimmt aber unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen Sauerstoff auf und wird dann blau. Die gleiche Wirkung wie die Sonnenstrahlen haben übrigens, wie jetzt festgestellt worden ist, auch die Radiumstrahlen. Wenn ein altes Fenster, wie es meist der Fall ist, in zahlreiche kleine Vierecke zerfällt, so kann man sehen, daß nicht alle einzelnen Scheiben die Amethystfarbe aufweisen, da eben einige vermutlich frei von Mangan sind. Die Färbung ist keine oberflächliche, sondern auf die ganze Glasmasse verteilt. Besonders stark zeigt sich die Erscheinung bei Gläsern, die an Gebäuden im Hochgebirge so angebracht werden, daß sie stark von der Sonne beschiene sind. Sie werden dann in verhältnismäßig kurzer Zeit zunächst bläublau, später tief violett und zuweilen sogar fast schwarz. Die Ähnlichkeit in der Wirkung der Sonnen- und Radiumstrahlen ist in dieser Hinsicht sehr merkwürdig und noch nicht genügend aufgeklärt. Beachtenswert bleibt auch die Tatsache, daß manche Röhren für Röntgenstrahlen nach längerem Gebrauch eine amethystartige Färbung annehmen. —

Musik.

Das „Theater des Westens“ ist nützlich und doch vorzüglich in der Pflege des Neuen. Mit Wolf Ferraris „Neu-

gierigen Frauen" hat es einen Erfolg errungen, der zumal für Berliner Verhältnisse außergewöhnlich ist. Dem Komponisten kam dies auch insofern zu gute, als die junge Triovereinigung *Vin der Kroemer* weder ein hier noch unbekanntes Klaviertrio von ihm brachte (op. 7 *Fis-dur*). Das Werk ist reich an eigentümlichen Spannungen in der Satzweise und jedenfalls eine selbständige, wenn auch kleine Vermehrung des Kammermusik-Schatzes. Nun hat jenes Theater sein Glück mit einer neuen Oper versucht, die anscheinend als eine wirkliche Kraufführung kam, hat jedoch dazu eine Nachmittagsvorstellung gewählt, wohl um eine ungefährliche Erprobung der Tragkraft des Stückes zu machen. So hörten wir vorgestern (Dienstag) das „lyrische Drama“ von *Guglielmi: Pergolese*. Der Mangel eines Textbuches und die durch irgend ein Wirrnis geschene Verschlagung auf einen unglücklichen Platz hinderten uns an einem genügenden Erfassen der Dichtung und des engeren Verhältnisses der Musik zu ihr. *Giovanni Battista Pergolese* (1710—1736), der früh im Leben erschöpft, in seiner Kunst unerschöpfte geistliche und weltliche Komponist, dessen letztes Werk „*Stabat mater*“ ein Gemeingut der Musikgeschichte geworden ist, liebt die Prinzessin *Maria Spinelli*. Unter dem Druck irgend eines Liebeskonfliktes wählt sie die Flucht ins Kloster. *Pergolese* muß zu ihrer Einleitung die Musik dirigieren, bricht aber gleich ihr vor Schmerz zusammen. Schließlich erscheint sie ihm bei seiner letzten Arbeit und lindert sein Sterben.

Der Textdichterin *E. Coccanari-Marconi* und ihrem Komponisten war es ersichtlich um die Förderung einer Spezialität: des Stimmungsdramas, zu tun, das an Gefühlen und Zuständen reicher sein will als an Handlung. Mehrere Umstände hindern einen reinen Erfolg. Für unseren Kulturkreis wirkt besonders störend die Breite, die das Kirchliche im Werk einnimmt: es erscheint dort, wo dem Publikum derartiges nicht vertraut ist, als ein doppeltes „Theater“, und der herbeizugene Humor der Chorknaben und Nonnen verschlimmert die Sache nur noch. Sodann aber besitzt der (wahrscheinlich junge) Komponist nicht ebenso viel kritischen Geschmack wie Talent. Noch steht er in der z. B. aus *Mascagnis* „*Freund Fritz*“ bekannnten Weise einer Aufregung der Musik ohne Ueberzeugungskraft. Wo es hingegen ohne Pomp abgeht, namentlich zu Anfang und zu Ende und in einigen Chören, da zeigt sich inmitten vieles Konventionellen ein beachtenswertes Können, insbesondere nach Seite der Innigkeit. Günstige künstlerische Verhältnisse, die den Komponisten aus jener Abhängigkeit befreien würden, sind ihm recht sehr zu wünschen, und mit dieser Hoffnung trägt man das viele Lamento, das diesmal auf dem Ganzen lastet. Schließlich hat *Jenny Fischer* in der Rolle jener Prinzessin so Bemerkenswertes geleistet, und die übrigen gaben sich immerhin so viel Mühe, daß uns ein Uebergang zur Tagesordnung leid tun würde.

In anderer Weise kommt dem Lyrischen zugute, was *Robert Kothé* mit seinen zur Laute gesungenen deutschen Volksliedern und Balladen versucht. Wir hörten ihn vor einigen Tagen in einem engeren Kreise und können seinem schlichten Auftreten im ganzen nur gutes nachsagen. Die Begleitungen zu den alten Melodien, anscheinend von *Heinrich Scherrer* in München, sind weder recht altentümlich, noch recht auf moderner Höhe, und bringen dadurch sowie durch eine etwas drückende Eintönigkeit die gute Sache in Gefahr. — sz.

Medizinisches.

ie. Eine wichtige ärztliche Neuheit ist ein Apparat, der in einer der letzten Sitzungen der Pariser Akademie der Medizin vorgeführt wurde und dazu dienen soll, die Anwendung des Chloroforms zur Betäubung bei Operationen gefahrlos zu machen. Im allgemeinen zweifelt niemand daran, daß die Benutzung des Chloroforms ein gewaltiger und segensreicher Fortschritt ist, der die Ausführung mancher schwierigen Operationen überhaupt erst ermöglicht hat. Immerhin ist es eine Quelle von Verunreinigung, daß noch einzelne Fälle vorkommen, bei denen die Karfole zu einem tödlichen Ausgange führt. Man hat mit allen Mitteln daran gearbeitet, diese Gefahr einzuschränken. Namentlich ist es zum Gesey erhoben worden, daß neben dem operierenden Arzt noch ein Sachverständiger anwesend sein muß, der den Verlauf der Betäubung und ihre Einwirkung auf den Pulsschlag sorgsam verfolgen muß. In der Tat hat man so viel erreicht, daß die Gefahr der Chloroformbetäubung bereits eine recht geringe genannt werden kann. Eine vollkommene Sicherheit würde wohl aber nur dann gegeben sein, wenn die Menge des eingeatmeten Chloroforms oder richtiger gesagt die Zusammenetzung der eingeatmeten Mischung von Chloroform und Luft genau bestimmt werden kann. Das will der neue Apparat ermöglichen, der von den Aerzten *Dupont* und *Thurneyssen* erfunden worden ist. Ähnliches ist zwar schon versucht und auch an die Öffentlichkeit gebracht worden, jedoch scheint die neue Erfindung besondere Vorzüge für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Der Apparat besteht in einer wagerechten Röhre für die Luftzufuhr und in einer senkrechten, also rechtwinkelig mit jener verbundenen Röhre, die das Chloroform enthält. Der durch das erste Rohr geleitete Luftstrom reißt etwas Chloroformdampf mit sich, dessen Menge durch eine besondere Vorrichtung geregelt werden kann. Ferner ist die Maßnahme getroffen worden, daß die mit Wasserdampf beladene ausgeatmete Luft ihren Weg nicht in die Chloroformröhre nehmen kann. Besonders wichtig ist ferner der Umstand, daß der Apparat mit einem Thermometer versehen

ist, weil die Menge des entwickelten Chloroformdampfes bei einer Steigerung der Temperatur sehr schnell anwächst. *Dr. Reynier*, der den Apparat der Pariser Akademie vorführte, hat ihn 125 mal erprobt und äußerst brauchbar befunden. Er rühmt seine leichte Anwendbarkeit und namentlich den Erfolg, daß die Patienten ohne Kampf und fast immer ohne Erbrechen betäubt wurden. Von anderer Seite erfuhren die Angaben *Dr. Reyniers* allerdings noch Widerspruch, und namentlich wurde darauf hingewiesen, daß Todesfälle in der Betäubung nachweislich oft nach sehr geringen Dosen von Chloroform eingetreten wären. Es würde zu berücksichtigen sein, daß es sehr auf die individuelle Empfänglichkeit des Patienten anläme, und daß somit eine fortgesetzte Ueberwachung der Betäubung durch einen Arzt, der einen neuen Tropfen Chloroform immer nur im Bedarfsfalle gäbe, sogar dem vollkommensten Apparat zur Einatmung der betäubenden Mischung vorzuziehen sein würde. Außerdem wäre zu erwägen, daß auch die reinsten Proben von Chloroform nicht immer die gleiche Menge Dampf bei derselben Temperatur abgäben. *Dr. Reynier* hielt an seiner Aussage fest, daß der neue Apparat nicht nur ganz gefahrlos wäre, sondern auch sonst große Vorzüge besäße. Gerade die Beurteilung der individuellen Empfänglichkeit wäre ein bedenklicher Punkt, indem selbst ein geübter Arzt Irrthümern ausgesetzt wäre. Fast alle Todesfälle in der Betäubung wären diesem Mangel an Urteilsfähigkeit in dem genannten Punkt zuzuschreiben. —

Humoristisches.

— Der Konsument. Lehrer: „Wie heißt man im kaufmännischen Leben denjenigen, der eine Ware liefert?“ Schüler: „Lieferant.“ Lehrer: „Wichtig, und was ist derjenige, der sie empfängt?“ Schüler: „Der Belieferte.“ —
— In der Nacht. Frau (zum bezaubten Gatten): „Acht, mir scheint, Du hast einen Affen.“ Er: „Ne, aber 'n Drachen.“ —

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hält ihre diesjährige Generalversammlung am 29. April in Weimar ab. Den Festvortrag hat *Hofmannsthal* (Wien) übernommen. —
— Eine internationale Zeitungs- und Maschinen-Ausstellung beabsichtigt die Kommission der Drucker und Maschinenmeister im Buchdruckerverbe zu Leipzig zu veranstalten. —
— *Karl Hauptmann* hat ein neues Drama „*Die Austreibung*“ vollendet. Das Stück spielt im schlesischen Gebirge. Im Breslauer Lobe-Theater wird es zur Aufführung gelangen. —
— Die nächste Neuheit des Central-Theaters ist „*Der Schächmeister*“, dreitägige Operette von *E. Zieher*. —
— *Ernst Reiterers* Operette nach *Joseph Straußs*chen Motiven „*Frühlingslust*“ hat im Gärtnerplatz-Theater zu München sehr gefallen. —
— Eine Kollektivausstellung des italienischen Bildhauers *Canonica* ist in dem Hause Pariser Platz 4 eröffnet worden. —
— Nach einem Telegramm der astronomischen Zentralstelle in Kiel ist ein siebenter Mond des Jupiter entdeckt worden. Er stand am 25. Februar nordöstlich von seinem Zentralkörper in einem Abstände von 21 Bogensekunden und entfernert sich täglich von dieser Stellung um 60 Sekunden in südwestlicher Richtung. Die Helligkeit dieses neuen Jupiter-Satelliten ist gleich der eines Sternes sechzehnter Größenklasse. —
t. Vergiftung durch violette Tinte. *Dr. Halle* hat den Fall einer Vergiftung durch violette Anilintinte bei einem 1 1/2-jährigen Kind beschrieben. Es handelte sich um eine weitverbreitete Tintenorte, von der das Kind etwa einen Kubikcentimeter verschluckt hatte. Als die Mutter das Geschehnis bemerkte, bewirkte sie mit glücklicher Gistesgegenwart ein mehrfaches Erbrechen des Kindes, indem sie ihm einfach den Finger in den Hals steckte. Die ausgebrochene Masse war nicht gefärbt, enthielt aber etwas schwarzes Pulver, ähnlich dem, wie es auf dem Boden eines eingetrockneten Tintenfassens zu finden ist. Einige Stunden später stellte sich Schüttelfrost, Erbrechen und Fieber ein, das schnell bis 39 Grad stieg. Den ganzen Tag über erschien der Zustand des Kindes höchst bedenklich, und auch am nächsten Tage waren Arme und Beine blau gefärbt und geschwollen. In den nächsten Tagen kamen peinigende Krämpfe des Kehlkopfes hinzu, aber das Kind kam schließlich wieder auf. —
— Von der mecklenburgischen *Rebhaus* erzählt der „*Giegener Anzeiger*“: Im vergangenen Herbst ging ein junger Gießmeister, der längere Zeit auf der hiesigen Universitätsbibliothek tätig war, mit einem Stipendium nach Griechenland zu wissenschaftlichen Studien. In der Weihnachtszeit sandten ihm, wie man sich jetzt in hiesigen Akademikerkreisen erzählt, seine Angehörigen aus Mecklenburg einen Tannenbaum als Christgeschenk. Doch die Zollbehörde zu Athen lieferte den Tannenbaum nicht an den Empfänger ab, sondern schickte ihn nach Mecklenburg zurück mit dem Bemerkten, daß die Einführung eines solchen Baumes in Griechenland — wegen der Rebhausgefahr nicht angängig sei. —